

J. Leiboldt in ThLZ 82 (1957) 825—834, diese Identifizierung ab.] Der Vf. bringt dabei fünf negative und drei positive Argumente vor; die negativen sind (20—22):

1. Die gnostische Terminologie der Schrift ist nicht spezifisch valentinianisch.
2. Wenn die Herausgeber des EV darauf hinweisen, daß die Schrift allgemein der »geistigen Haltung« des Valentinus entspreche, so ist dazu zu sagen, daß wir von dieser »Haltung« im ganzen neun(!) Fragmente kennen.
3. Die Markosier, die im Osten in den Valentinianern aufgingen, haben das Gleichnis vom verlorenen Schaf mit der Zahlenspekulation von Irenäus I 16,2 überhaupt nicht in Zusammenhang gebracht.
4. Der Terminus »Vater der Wahrheit« ist nicht nur valentinianisch.
5. Dafür fehlen in der Schrift charakteristische valentinianische Lehrpunkte.

Positive Beweise (22—25):

1. In der Lehre vom Fall der Äonen bestehen zwischen Valentinianismus und dem sog. EV, nach dem der Vater nicht erkannt werden will, tiefgreifende Unterschiede.
2. Die Ptolemäer sahen nicht die Unwissenheit, sondern die Begierde und Erregung der Sophia als die entscheidenden Ursachen der Weltentstehung an. Die *πλάνη* der Ptolemäer ist zudem nur der geistige Zustand, nach dem sog. EV ist sie selbst Person.
3. Die valentinianische Christologie (drei Christusse) ist mit der des sog. EV (ein einziger Christus) völlig unvereinbar.

Der Vf. bleibt aber nicht bei diesem negativen Ergebnis stehen. In einem letzten Kapitel (26—29) zeigt er, daß die Oden Salomons die einzigen gnostischen Texte sind, »in denen wir die Zentralgedanken des sog. EV wiederfinden« (26). Die von ihm behandelten Stellen führen zu dem Schluß, daß das sog. EV einem gnostischen Kreis entstammt, »dem auch der Verfasser der Od. Sal. angehört« (29).

Im Anhang bietet der Vf. eine vollständige Übersetzung des sog. EV, die auch die vier in der großen Edition (Zürich 1956) fehlenden Seiten miteinschließt. In vielen Punkten weicht er — wie auch Till — von der Übersetzung der Herausgeber ab. Ein erster Apparat bringt die Schriftstellen (hauptsächlich aus dem NT und den Oden Salomons), ein zweiter Erläuterungen zum Text.

Die gut begründete These des Vf. ist eine erfreuliche Bereicherung der Studien über Chenoboskion, seine Übersetzung (jetzt auch in *Evangelien aus dem Nilsand* 174—185) eine willkommene Handreichung, besonders da die große Edition beinahe unerschwinglich teuer ist.

Ernst Hammerschmidt

Mark-Antoine van den Oudenrijn, O. P., *Gambiel*. Äthiopische Texte zur Pilatusliteratur = Spicilegium Friburgense, Texte zur Geschichte des kirchlichen Lebens 4. 187 und LXIX S. Universitätsverlag Freiburg (Schweiz) 1959.

Von einem Bischof Quryāqūs (Huryāqūs) von al-Behnesa, dem alten Oxyrhynchos, dessen Existenz — von seiner Lebenszeit erst gar nicht zu reden — aus anderen Quellen freilich nicht ermittelt werden kann, sind uns in arabischer Sprache u. a. 2 Homilien erhalten, welche vor allem wegen des in ihnen verarbeiteten literarischen Stoffes die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen haben. Es sind dies eine Marienklage und eine Homilie über den Martertod des Pilatus; vgl. Graf I, 247f und 239f. Von diesen beiden Homilien gibt es auch eine äthiopische Bearbeitung, die auf den bekannten »Übersetzer (Materguem)« Abbā Salāmā (+ 1387/88) zurückgeführt wird. Da bislang nur zwei ganz winzige Bruchstücke dieser äthiopischen Bearbeitung veröffentlicht worden sind, rechtfertigt allein diese Tatsache eine Ausgabe und Übersetzung des gesamten Textes. Hinzu kommt die jetzt gegebene Möglichkeit einer eingehenden Untersuchung der Eigenart dieser äthiopischen Bearbeitung, vor allem hinsichtlich der Benutzung älterer apokrypher Quellen.

Auch die Tatsache der Existenz eines Briefwechsels zwischen Pilatus und Herodes, dessen Fassung von der griechischen und syrischen Bearbeitung völlig abweicht, verdient Beachtung.

Am meisten hat den Vf. an diesen Homilien die Beziehung zum apokryphen Gamaliel-evangelium interessiert. Deswegen hat er in der ersten Homilie sorgfältig zwischen dem Eigengut des Homileten und dem Stoff aus dem Gamaliel-evangelium zu scheiden versucht; deswegen hat er der ersten Homilie, welche ihrem eigentlichen Zweck nach eine Marienklage ist, die zweite, welche ein Dersän zur öffentlichen Verlesung am Feste des Pilatus am 25. Sane ist, hier angefügt; deswegen nimmt die Einleitung gerade auf diese Dinge immer wieder Bezug (die erhaltenen Reste des Gamaliel-evangeliums; seine literarische Eigenart; sein Verhältnis zu den echten Evangelien und den Apokryphen); deswegen bekam sogar die ganze Veröffentlichung den Titel Gamaliel, ein Titel, welcher die schnelle Erfassung des dargebotenen Stoffes nicht gerade erleichtert.

An verschiedenen Stellen der Homilie zeigen sich Unausgeglichenheiten in der Darstellung; ein Teil von ihnen läßt sich erklären durch die Tatsache der Benutzung mehrerer Quellschriften; für andere verweist der Vf. auf die Eigenart der Persönlichkeit unseres »Gamaliel«.

Aufs Ganze gesehen macht die Veröffentlichung einen vorzüglichen Eindruck. Der Text ist mit großer Gewissenhaftigkeit dargeboten; die Übersetzung treu und zuverlässig; die Einleitung behandelt alle wünschenswerten Fragen; die einschlägige Literatur ist gebührend berücksichtigt; in den Anmerkungen wird weitere Aufhellung strittiger Punkte geboten oder in dunklen Fragen die Lage gekennzeichnet.

In einigen Punkten darf man indes wohl anderer Meinung sein:

S. XVII bemerkt der Vf.: »Der Name dieses Bischofs wird in unseren Texten als Heryāqos überliefert. Bei neueren Schriftstellern kommt der Name — wohl zu Unrecht — unter der verchristlichten Form »Cyriacus« vor«. In derselben zurückhaltenden Weise hatte sich auch André Caquot in *Annales d'Ethiopie* 1 (1955) 64, ausgesprochen.

Dazu ist folgendes zu sagen: Es steht einwandfrei fest, daß unser äthiopischer Text auf die entsprechenden arabischen Homilien zurückgeht. Ferner, daß die einmütige Bezeichnung ihres Autors im Äthiopischen als Heryāqos auf arabisches Huryāqūs zurückgeht. Dieser Name findet sich tatsächlich in der arabischen hsl. Überlieferung (vgl. Graf 1,465, Anm 4). Daneben findet sich jedoch — wohl noch besser bezeugt — auch Quryāqūs. Die Frage ist nun: »Welcher Name ist der ursprüngliche?« Denkbar wäre gewiß eine Umformung eines ganz fremden Namens wie Huryāqūs zu einem bekannteren Quryāqūs. Aber dieser Wandel scheint nicht erst durch arabisch Sprechende oder arabisch Schreibende hervorgerufen zu sein. Leichter läßt er sich begreifen bei bohairisch Sprechenden oder bohairisch Schreibenden; hier lassen sich nämlich κ und χ nebeneinander verwenden; und gelegentlich, wenn auch inkorrekt, χ neben ρ; vgl. χρεπῆ mit ρεπῆ. Solange man nichts besseres weiß, dürfte also die Gleichsetzung von Heryāqos mit Kyriakos als besser begründet anzusprechen sein.

Liqāna kahnāt wird mal mit »Hohepriester«, mal mit »Oberpriester«, mal mit »Erzpriester« wiedergegeben. Im Deutschen ist der Ausdruck »Hohepriester« für die ἀρχιερεῖς der Juden einzig gebräuchlich. Warum dieser Wechsel?

S. 179 wird zu V. 9 »sogar die Martyrer priesen ihn« bemerkt: »Diese sonderbare Aussage fehlt in den arabischen Rezensionen, und auch im äthiopischen Text dürfte wohl ein Traditionsfehler vorliegen«. Viel einfacher ist die Erklärung dieser Erscheinung als eine Art von Anachronismus: dem Bearbeiter waren Wendungen wie »die Engel loben dich; die Martyrer preisen dich« geläufig; er übersieht aber im Augenblick, daß das zweite Satzlein hier noch nicht am Platze ist. — Ähnlich ist die Bezeichnung des Sohnes des Kaisers Tiberius als Cäsar zu bewerten. Seit den Tagen der Reichsreform Diokletians trugen die Anwärter auf die Nachfolgerschaft als Augustus den Titel Cäsar. Wie mancher Kaisersohn in Byzanz erhielt den Titel Cäsar! — Auf S. 150, V. 15 läßt der Vf. den Satz »ich habe (es) geheiligt für die Welt« einfach aus dem Text fort, weil er ihm »im Zusammenhang keinen verständlichen Sinn abgewinnen konnte«. Nach meiner Meinung spielt der Text hier auf die spätere ungeheuer beliebte Verehrung des Hauptes des Täufers an; also auch ein Anachronismus. — Ebenso die Anrede des Pilatus an Herodes: »Geliebter im Herrn« (S. 76). Ebenso zu beurteilen ist der Titel »mein Vater« für Petrus, Joseph von Arimathäa, Joseph, den Mann Mariens usw.

In einigen Fällen scheint mir der Vf. den äthiopischen Text zu Unrecht nach Maßgabe der arabischen Version korrigiert zu haben; z. B. S. 70 lesen alle Hss. »ich habe dieses aus Angst vor den Juden getan«. Vf. aber glaubt hier ein »nicht« einschieben zu müssen. Ein solcher Vorgang gegen das einmütige Zeugnis der Hss. erscheint immer bedenklich. Näher liegen dürfte die Annahme, daß Abbā Salāmā hier selbst seine Vorlage entsprechend dem biblischen Bericht korrigiert hat. — Ebenso erscheint in Marienklage 3,7 die Entscheidung zugunsten der Hs. C gegen alle übrigen nicht gerechtfertigt, zumal die Lesung der letzteren durchaus einen guten Sinn ergibt; man prüfe: »ich gebiete dir, den Tempel weiterhin als Hoherpriester nicht zu betreten; vielmehr als Sünder (sc. fortzubleiben)«. Dann braucht man nicht die folgende schwerfällige Ergänzung: »(der Eintritt sei dir) bloß als Laie (gestattet)«. Und erst recht braucht man nicht die folgende, im Text überhaupt nicht zur Erscheinung kommende Ergänzung: »Und wenn mir jemand anzeigt, daß du (den Tempel als Hoherpriester) betrittst ...«. Gerade die letzte Ergänzung ruft große Bedenken wach.

H. Engberding

Francis Dvornik, *The Idea of Apostolicity in Byzantium and the Legend of the Apostle Andrew* = *Dumbarton Oaks Studies* 4. Harvard University Press. Cambridge, Mass. 1958. X und 342 S. 6 \$.

In der Auseinandersetzung zwischen dem päpstlichen Rom und dem ökumenischen Patriarchen spielt der Gedanke der »Apostolizität des Bischofsstuhles« eine nicht unbedeutende Rolle. Deswegen greift Prof. Dvornik, welcher durch seine Forschungen über Photius schon so oft mit den Rechtsansprüchen des Ökumenischen Stuhles in Berührung gekommen ist, in der vorliegenden Studie diesen Gedanken auf und macht ihn zum Gegenstand einer gründlichen Untersuchung.

1. Ursprünglich richtete sich die Rangordnung der Bischofsstühle nach der politischen Bedeutung der Bischofsstädte. Das wird besonders deutlich bei der Begründung des Ehrevorrangs des Bischofsstuhles des »Neuen Rom« (381). Dieser politische Akzent in der Stellung des Stuhles von Kpl blieb noch Jahrhunderte durch im Vordergrund.

2. Im Abendland wird es seit der zweiten Hälfte des 4. Jh. Brauch, Rom als sedes apostolica anzusprechen. Das 5. Jh. bringt mit Innocenz I. eine starke Vertiefung dieses Gedankens. Diese Bezeichnung wird nicht nur vom Westen, sondern auch vom Osten anerkannt.

3. Für den Bischofssitz Konstantinopel erscheint die Bezeichnung *apostolisch* in der Amtssprache zum ersten Mal in Verbindung mit dem 6. ökumenischen Konzil (680). Die theologische Begründung für die Berechtigung zu dieser Bezeichnung bot im letzten die Tatsache, daß Christus sein Lehramt allen Aposteln insgesamt übertragen habe; also sind alle Bischöfe Nachfolger der Apostel; also alle Bischofssitze apostolisch; vor allem die fünf durch die Entwicklung herausgehobenen Stühle von Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem (die Pentarchie).

Im Rahmen der Momente, welche den apostolischen Charakter des ökumenischen Stuhles bekunden sollen, widmet der Vf. ein ganz besonderes Augenmerk der Andreaslegende. Denn nach dieser geht der Bischofsstuhl von Byzanz auf den Apostel Andreas, den »Erstberufenen«, zurück; damit konnte der römische Papst einer wichtigen Waffe im Kampfe mit Konstantinopel beraubt werden.

Indessen zeigt eine eingehende Prüfung der Dokumente ein viel differenzierteres Bild. Erst im 9. Jh. lassen sich Spuren dieser Legende nachweisen. Und noch im 10. Jh. spielen diese Gedanken nicht einmal in Konstantinopel eine besondere Rolle. Erst seit 1204 macht man häufiger Gebrauch von dieser Waffe.

Diese, für die Beurteilung des Verhältnisses von Rom zu Byzanz so wichtigen Tatsachen klar und einwandfrei herausgestellt und mit allen erreichbaren Dokumenten belegt zu haben, bleibt das erste große Verdienst der vorliegenden Studie.

Aber auch die Aufarbeitung der verschlungenen Wege, welche die Andreaslegende gegangen ist, verdient unseren Dank. Freilich kann hier unsere Zustimmung nicht so unumwunden erfolgen. Das bringt die Lage der Quellen geradezu notwendig mit sich.